

parade auf dem Schlossplatz (S. 24), eine „Sedansfeier“ auf dem Fangelsbachfriedhof (S. 29) und vieles mehr.

Gretchen Kahn schreibt von eingegangener Post, von Beerdigungen aus der Verwandtschaft, vom Einkaufen in den Geschäften der Stadt. Der Leser erfährt von den Essensgewohnheiten der Familie: Maultaschen gehörten genauso dazu wie der beliebte schwäbische „Trübleskuchen“. Gesundheitliche Probleme und Krankheiten werden beschrieben. Über die Feiern der jüdischen Feste im Haus und in der jüdischen Gemeinde erfährt man viele Details. Von besonderem Interesse sind die Jahre 1914/15, in denen das Erleben der Schrecken des Ersten Weltkrieges geschildert wird.

Gretchen Kahn schrieb ihr Tagebuch für sich. Sie verwendete jüdische Begriffe, die in jüdischen Kreisen üblich waren (und großenteils bis heute sind), darunter auch manche jiddischen Begriffe. Im ausführlichen Anhang (S. 709–719) werden sie zusammengestellt, übersetzt und kommentiert.

Zum Lesen sind die Tagebücher von Grete Kahn „leichte Kost“. Das Großartige ist, dass jeder Leser quasi nebenbei unendlich viele Details über jüdisches und nichtjüdisches Leben der damaligen Zeit erfährt, fast mehr als über manches Sachbuch über jüdische Geschichte und jüdische Religion. Auch für Forscher zur jüdischen Geschichte Stuttgarts und weit darüber hinaus ist diese Publikation eine wichtige authentische Quelle. Joachim Hahn

Anja WALLER, *Das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart 1926–1938. Bildung – Identität – Widerstand* (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 111), Stuttgart: verlag regionalkultur 2017. 325 S. mit 8 Abb. ISBN 978-3-95505-006-1. € 20,-

„Bauet der Lehre ein Haus.“ – Leopold Marx’ (1889–1993) eindringlicher Appell fand in Stuttgart gleich in zwei Epochen aufmerksame und tatkräftige Zuhörer: 1926 wurde dort das „Jüdische Lehrhaus“ gegründet, das bis zur Reichspogromnacht bestand, 2010, 74 Jahre später, folgte ihm das bis heute bestehende „Stuttgarter Lehrhaus“, eine „Stiftung für interreligiösen Dialog“.

Zur Erforschung des „Jüdischen Lehrhauses“ der 1920er und 1930er Jahre lagen bisher nur erste Ansätze vor, etwa bei Maria Zelzer (1964), Michael Brenner (2000) und Paul Sauer/Sonja Hosseinzadeh (2002). Die an der Universität Stuttgart entstandene und von der Heidehof-Stiftung geförderte Dissertation von Anja Waller, *Das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart 1926–1938. Bildung – Identität – Widerstand*, schließt diese Lücke. In der 2014 abgeschlossenen und 2017 veröffentlichten Dissertation werden weltweit verstreute Archivbestände zum ersten Mal als Gesamtheit ausgewertet. Eine besondere Rolle spielen dabei die Dokumente der Leo-Baeck-Institute in Berlin, New York und Jerusalem. Darüber hinaus dienten private Nachlässe, Presserecherchen und Zeitzeugengespräche als Grundlage. Methodisch wird an die Forschungen von Uta und Ingrid Lohmann zur jüdischen Bildungsgeschichte angeknüpft.

Im Hauptteil der Arbeit skizziert Waller zunächst die Geschichte des jüdischen Lernens. Eine Chronologie der Lehrhausgründungen in Deutschland schließt sich an, wobei der Akzent zunächst auf Frankfurt am Main, dann aber auf Stuttgart gelegt wird. Anschließend folgt, aus systematischer Sicht, eine Untersuchung von „Alleinstellungsmerkmale[n]“ des Stuttgarter Lehrhauses.

Vorläufer, Vorbild und Inspirationsquelle für Stuttgart war das „Freie Jüdische Lehrhaus“ in Frankfurt, das 1920 von Franz Rosenzweig (1886–1929) gegründet wurde. Rosenzweig

warb für ein „neues Lernen“, das assimilierten Juden einen neuen Zugang zum Judentum eröffnen und sie argumentativ gegen den nach 1918 aufkommenden Antisemitismus wappnen sollte. 1922 konnte er auch den Religionsphilosophen Martin Buber (1878–1965) als Dozent gewinnen. Nach dem frühen Tod Rosenzweigs gründete Buber 1933 (unter geringfügig verändertem Namen) das „Jüdische Lehrhaus“ noch einmal neu. Nach der Pogromnacht im November 1938 musste es seine Türen schließen.

Das „zweite jüdische Lehrhaus der Moderne“ wurde, wie Waller darlegt, 1926 in Stuttgart gegründet. Sowohl seine Vereinsstruktur als auch seine Initiatoren sorgten dabei für ein eigenes Profil: „Vierzehn Männer aus dem Stuttgarter Bürgertum“, Geschäftsleute und Akademiker mit engen regionalen Verbindungen, waren hier prägend. Der Cannstatter Fabrikant und Autor Leopold Marx hatte schon 1925 Kontakte zu Martin Buber geknüpft, Otto Hirsch (1885–1941), Jurist und Vorstandsmitglied der Neckar AG, übernahm 1926 den Vereinsvorsitz. Insgesamt lassen die Quellen einen „schwäbischen Pragmatismus“, weniger aber ein spezifisches Lehrkonzept erkennen. Herkömmliche Elemente jüdischer Erwachsenenbildung verband man dabei mit Impulsen aus Frankfurt, als Dozenten wurden überwiegend Rabbiner verpflichtet.

Nach Waller sind für das Stuttgarter Lehrhaus zwei Phasen zu unterscheiden: Der Zeitraum 1926–1933, in dem das Jüdische Lehrhaus und sein vielfältiges Bildungsangebot Juden und Nicht-Juden offenstand, und die zweite Phase, 1933–1938, in der nur jüdische Besucher zugelassen waren. Durch den nationalsozialistischen Zeitkontext mussten sich zudem sein Themenangebot und seine Funktion wandeln. Die engagierte „Stuttgarter Jüdische Kunstgemeinschaft“ wurde ab 1935 zwangsweise als eigener Verein aus dem Lehrhaus ausgegliedert.

Waller rekonstruiert detailliert die Trimesterangebote und die öffentlichen Dialogveranstaltungen: Einen zentralen Platz nahm das Erlernen des Hebräischen (auch des Neuhebräischen) ein. Ergänzt wurde dies durch Kurse und Arbeitsgemeinschaften, etwa zu den Psalmen, den Propheten, zum Talmud und zur jüdischen Geschichte. Vorträge von Prominenten, etwa 1927 von Rabbiner Leo Baeck, rundeten das Angebot ab. Eine Besonderheit war das Angebot von Exkursionen als „reformpädagogische Unterrichtsform“, die sich für die Jahre 1929–1931 belegen lassen. In den Jahren nach 1933 rückten eine säkulare Erwachsenenbildung und die Frage der Auswanderung immer mehr in den Vordergrund. Nun konnten auch moderne Fremdsprachen oder Stenographie erlernt werden, Erziehungsfragen und handwerkliche Themen wurden ebenfalls integriert.

Zu den Besonderheiten des „Jüdischen Lehrhauses“ gehörten die 1928, 1929 und 1933 von Martin Buber durchgeführten Religionsgespräche. Diese wurden als Dialog zwischen Juden und Christen, „frei von Missionsversuchen“ und „auf Augenhöhe“ konzipiert. Waller wertet diese Veranstaltungen als „Höhepunkt jüdischen Selbstbewusstseins in der deutschen Gesellschaft“. Der interreligiöse Dialog wird in einem eigenständigen Kapitel als Instrument der jüdischen Erwachsenenbildung gekennzeichnet. Die im Lehrhaus erworbene Bildung habe, im nächsten Schritt, als Mittel des Widerstands gegen den nationalsozialistischen Staat gedient. Außer jüdischer Bildung habe das Lehrhaus auch die „Idee der neuen jüdischen Gemeinschaft“ vermittelt und die Zuhörer ermuntert, die jüdische Geschichte der Gegenwart und Zukunft aktiv mitzugestalten.

Anja Wallers Dissertation beschreibt überzeugend die Gründung, Konzeption und Entwicklung des „Jüdischen Lehrhauses“ in Stuttgart, sie erweitert dabei die Perspektive durch umfangreiche Kontextuierungen, u. a. auf die Tradition der jüdischen Bildung,

die Volkshochschulbewegung und Reformpädagogik. Die Geschichte dieser Institution verknüpft, ganz nebenbei, wichtige Aspekte jüdischen Lebens in Stuttgart und Württemberg, etwa das hohe kulturelle Engagement oder das Landschulheim in Herrlingen. Neu entstandenen Stuttgarter Projekten (wie den Karl-Adler-Jugendmusikwettbewerb oder der Otto-Hirsch-Auszeichnung) bietet die Arbeit auf aktuellem wissenschaftlichen Stand ein breiteres Fundament. Sie verfolgt zudem Bubers Anliegen eines jüdisch-christlichen Dialogs bis in die Gegenwart.

Die Kombination von chronologischen und systematischen Elementen führt in der Untersuchung allerdings zu Doppelungen (vgl. S. 98–111, 224–238). Trotz der festzustellenden Sorgfalt der Nachweise ergibt sich stellenweise (wie bei dem Abschnitt „Schulabteilung“) der Wunsch, dass nicht nur die Sekundärliteratur angeführt würde.

Was die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) angeht, scheint die Chronologie und Quellenauswertung zu knapp bemessen worden sein. Theodor Bäuerle (1882–1956), einer der Gesprächspartner der Lehrhausdialoge, setzte sich ab 1952 auch als GCJZ-Vorstand für christlich-jüdische Anliegen ein. Auch die GCJZ Stuttgart müsste 2017 als Mitglied des neuen „Stuttgarter Lehrhauses“ genannt werden. Zu ihrem Programm gehörte 2012 und 2013 auch eine neue Art von öffentlichem Religionsdialog, bei dem ein Vertreter der ansonsten zurückhaltenden „jüdischen Orthodoxie“, Landesrabbiner Netanel Wurmsler, mit Amtsträgern der christlichen Kirchen diskutierte.

„Bauet der Lehre ein Haus.“ Marx' Gedichtzeile aus dem Jahr 1936, die Waller als Motto ihrer Untersuchung vorangestellt hat, entfaltet immer noch ihr kritisches Potential. Bildung und interreligiöser Dialog erweisen sich – über den Rahmen der historischen Darstellung hinaus – als verbindende (und immer wieder neu umzusetzende) Themen der Stuttgarter Lehrhäuser des 20. und 21. Jahrhunderts.

Alfred Hagemann

Janosch STEUWER, „Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse“. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939, Göttingen: Wallstein Verlag 2017. 611 S. ISBN 978-3-8353-3003-0. Geb. € 49,90

Mit dem gewachsenen Interesse an der Emotions- und Erfahrungsgeschichte, die in den letzten Jahren von Ute Frevert mit ihrer Forschungsabteilung am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung vorangetrieben werden konnte, finden sich zunehmend Tagebücher als Ausgangs- und Bezugspunkt individueller Wahrnehmungs- und Verarbeitungsgeschichte. Große Beachtung haben Tagebücher bisher vor allem im Zusammenhang von Verfolgungs-, Opfer- und Leidensgeschichten, vereinzelt in der Täterforschung gefunden.

Die Bochumer Dissertation des in Zürich lehrenden Sozialhistorikers Janosch Steuer bahnt insofern den Weg zu einer neuen Deutung der individuellen und kollektiven Verhaltenszeugnisse, die erstmals Walter Kempowski (Das Echolot) und Alexander Kluge systematisch als Ego-Zeugnisse erschlossen haben, als Zeitgenossen in den Blick genommen werden, die als ungewöhnlich, gleichsam als Alltagsmenschen gelten. Die Studie erschließt so einen „subjektiven Blickwinkel“ auf die Geschichte des Umbruchs zwischen 1933 und 1939. Er begreift private Aufzeichnung nicht nur als einen Niederschlag „scheinbar privater Erlebnisse“ (S. 11), sondern bewertet die von ihm erschlossenen 140 Tagebücher als „zentrale Referenzwerke“ für die Darstellung individueller Bewältigung von Umbruchsituationen und die dabei praktizierte Anpassung an neue politische Herausforderungen wie die damit erforderliche Veränderung ganz persönlicher Sicht- und Denkweisen.